



10 JAHRE STERNENWOCHE
EIN GROSSES FEST ZUM DANK
KONZERTE MIT
BLIGG/STEFANIE
HEINZMANN/
ANDREW BOND/
DIRTY HANDS
Am 23. November
im Verkehrshaus Luzern.
Ab 17 Uhr.
GRATISEINTRITT
www.sternenwoche.ch

Hoffnung für **DIE HEIMATLOSEN**

Kinder helfen Kindern – zum zehnjährigen Jubiläum der STERNENWOCHE sammeln Kinder in der Schweiz für Flüchtlinge in Liberia. Dank der Aktion von «Schweizer Familie» und Unicef wird ihr Leid gemildert. Ein Reporterteam war vor Ort.

Text Pia Seiler · Fotos Tomas Wüthrich

Eine warme Mahlzeit pro Tag: Flüchtlingskinder und Einheimische essen gemeinsam.



Mit Spielen verkürzen sich Kinder die Zeit: Grenzdorf Janzon.



Maniokmehl mahlen fürs Überleben: Grenzdorf Boe.

Inès hat flinke Finger: Behände zwirbelt sie das Haar ihrer Freundin Leticia zu Schnecken, trennt mit dem Kamm feine Strähnen ab, flicht ein Zöpfchen aufs Haupt der Freundin – die erste von zwei Dutzend Maisreihen, wie die Mädchen die Flechtfrisur nennen.

Inès Gbéhé, 14, floh im März 2011 mit der Familie und Zehntausenden weiteren Landsleuten aus der Elfenbeinküste ins Nachbarland Liberia. Was genau der Grund war, weiss die Tochter eines Chauffeurs nur vage. «Es hatte mit der Präsidentschaftswahl zu tun» – mit dem monatelangen Kampf zwischen dem unterlegenen Präsidenten Laurent Gbagbo und dem neu gewählten Alassane Ouattara. Das Bild ihres sterbenden Vaters hingegen ist unauslöschlich und verfolgt sie bis in die Träume. Männer in Uniformen haben den Vater vor ihren Augen enthauptet, das Haus der Familie in der ivoirischen Stadt Boléquin niedergebrannt, die Habe unter sich aufgeteilt (lesen Sie Inès' Geschichte auf Seite 21).

Noch in der gleichen Nacht floh die Mutter mit ihren drei Kindern und erreichte nach achttägigem Fussmarsch das 40 Kilometer entfernte Janzon in Liberia. Seither lebt die Familie im Grenzdorf zur Elfenbeinküste mit 4000 Einheimischen und 1060 ivoirischen Flüchtlingen. «Und niemand hier kann besser Frisuren machen als Inès», sagt Freundin Leticia, 16, die vor dem Gemeindesaal sitzt und geduldig den Kopf hinhält. Inès lächelt, zum ersten Mal an diesem Morgen, und sagt: «An perfekten Maisreihen arbeite ich drei Stunden.»

Drei Stunden, die nur ihr gehören. «Wenn ich am Zöpfeln bin, vergesse ich

alles.» Sonst sammelt sie im Urwald Brennholz, das die Mutter im Dorf verkauft. «Das mache ich nicht gern», sagt das Mädchen. Der Wald ist voller Giftschlangen «und feste Schuhe habe ich nicht». Lieber hilft sie im Gemüsegarten, den die Nachbarn – liberianische wie ivoirische – für die Familie angelegt haben. Die beiden Volksgruppen stehen sich nahe. Sie gehören zur gleichen Ethnie und sprechen die Stammsprache Krahn, während sie die jeweilige Landessprache kaum verstehen: Liberia mit der Hauptstadt Monrovia ist englisch-, die Elfenbeinküste französischsprachig.

Heute aber muss Inès weder in den Gemüsegarten noch in den Urwald, der das Dorf umschliesst. Heute darf sie zum ersten Mal im kleinen Gemeindesaal von Janzon an einem Mädchenschutz-Programm teilnehmen, für das Kinder in der Schweiz während der diesjährigen «Sternenwoche» sammeln. Die Spendenaktion der «Schweizer Familie» und des Unokinderhilfswerks Unicef Schweiz findet im November zum zehnten Mal statt. Das Geld kommt ivoirischen Flüchtlingsmädchen in Liberia zugute (Seite 24).

Ein Teil des «Sternenwoche»-Geldes ist zudem für Kleinkinder unter 5 Jahren be-

stimmt, ivoirische wie liberianische im Grenzgebiet zur Elfenbeinküste. Die Region hat schwer am Flüchtlingsstrom zu tragen. 36 000 Ivoirer fanden Aufnahme in Grenzdörfern wie Janzon – 80 Prozent von ihnen sind Frauen und Kinder unter 18 Jahren.

Problem Mangelernährung

Die Kindersterblichkeit ist gross, Malaria, Durchfall, Lungenentzündungen rafften die Kleinkinder dahin. 42 Prozent der Kinder leiden an Mangelernährung. Umso wichtiger ist die Schulung der Mütter, die traditionell viel stärkehaltigen Maniok auftischen, aber wenig Gemüse und Früchte.

Unicef-Mitarbeiterin Teeline Dweh, 34, hat schon frühmorgens 30 Mütter mit ihren Bébés im Gemeindesaal von Janzon zusammengerufen, weil sie später am Tag auf dem Feld arbeiten und keine Zeit haben. Die Frauen breiten ihre mitgebrachten Feldfrüchte sorgfältig auf einem Tuch aus – Maniok und Gurken, Auberginen und Zwiebeln, Papayas und Okras, sie können von jedem Lebensmittel die Vitamine aufsagen. «Damit ist es natürlich nicht getan», sagt Teeline Dweh. «Bei jeder Zusammenkunft spreche ich über die lebenswichtigen Checks der Kleinkinder in der Klinik», ein Ambulatorium am Ende des Dorfes mit Pfleger, Hebamme und Impfer.

Mit dem Geld der «Sternenwoche» können Mütter aus der Umgebung ihre Kleinkinder kostenlos impfen und bei Krankheiten behandeln lassen. «Je früher die Frauen Krankheitssymptome erkennen, desto grösser ist die Überlebenschance ihrer Kinder», sagt Teeline Dweh. «Bei Malaria zählt sogar jede Stunde.» ➔

«Ich sammle nicht gern Brennholz, der Wald ist voller Giftschlangen.»

Inès Gbéhé

SAMMELAKTION

Kinder helfen Flüchtlingskindern in Liberia

Die «Sternenwoche» ist die gemeinsame Sammelaktion von Unicef und «Schweizer Familie». Kinder in der Schweiz können an der **«Sternenwoche» vom 23. bis 30. November 2013** teilnehmen – und Geld für Flüchtlingskinder aus der Elfenbeinküste in Liberia sammeln.

Da war jemand schneller.

Hier klebte das Sammelböxli, mit dem Kinder während der «Sternenwoche» Geld sammeln.

Hier gibt es weitere Sammelböxli:

Unicef Schweiz
Baumackerstrasse 24
8050 Zürich
Telefon 044 317 22 66
sternenwoche@unicef.ch
www.sternenwoche.ch

Und hier auch:

Sammelböxli sind auch in Schweizer Ludotheken erhältlich.

Eine Sammelaktion von Unicef und «Schweizer Familie»
Spendenkonto: 80-7211-9

Schweizer Familie unicef



Gewichtskontrolle und Impfungen: Flüchtlingskinder werden in der Klinik in Janzon versorgt.

«Checks in der Klinik sind überlebenswichtig»: Unicef-Mitarbeiterin Teeline Dweh, 34.



Mütter mit unterernährten Kindern erhalten zudem eine vitalstoffreiche Spezialnahrung. «Ein Mensch kann vieles im Leben wieder aufholen. Aber leidet ein Kleinkind an Unterernährung, kommt es zu irreparablen Schäden des Hirns.»

Thérèse Seahe ist eine der 30 Mütter am Mütterberatungskurs, die Teeline Dweh an den Lippen hängen. «Die Klinik ist ein Segen», sagt die 47-jährige Flüchtlingsfrau, «ich wüsste nicht, wie ich meinen kleinen Sohn sonst durchbringen würde.» (Lesen Sie ihre Geschichte auf Seite 23.) Beim Abschied ruft ihr die Unicef-Mitarbeiterin nach: «Geh bald wieder hin, die Tetanus-Impfung fehlt noch.»

Es ist Regenzeit in Liberia, einem Land im westafrikanischen Tropengürtel mit 4,1 Millionen Einwohnern (Seite 22). Zum wiederholten Mal giesst es an diesem Morgen wie aus Kübeln. Die Mütter stieben davon, suchen Schutz in Janzons Lehmhütten, die nicht bis zum Ende der Regenzeit in zwei Monaten dicht halten werden.

Die beiden Freundinnen Inès und Leticia sitzen derweil im Trockenen auf der Veranda des Gemeindesaals, vertieft ins Gespräch, bis Unicef-Mitarbeiterin Blé Tatima sie jäh in die Wirklichkeit zurück-

holt. Leticia wird ihre perfekte Frisur noch bekommen, doch nun stürmen die beiden los, zu den 20 Kolleginnen im Gemeindesaal, wo sie ihre Sorgen und Nöte ausbreiten dürfen.

Scheu blicken die 12- bis 17-Jährigen in die Runde. Die eine bricht das Schweigen, die anderen setzen ein, und alle nennen sie zunächst ihren grössten Wunsch: Sie möchten weiter zur Schule gehen oder eine Anlehre machen. Als Bäckerin, Näherin, Seifenmacherin, Coiffeuse, mit dem kleinen Einkommen könnten sie ihre Familien unterstützen. «Es ist schwierig, ihnen beizubringen, dass dies nicht möglich ist», sagt Blé Tatima, 38. Die Menschen der Region sind Kleinbauern, Handwerksatelliers gibt es nur wenige, und niemand im Dorf hat Geld für eine Mittelschule.

«Die Mädchen sind junge Frauen. Ich muss Klartext mit ihnen reden.»

Blé Tatima, Unicef-Mitarbeiterin

Blé Tatima wird die Mädchen während des Unicef-Programms auch einzeln besuchen. «Sie sind junge Frauen, ich muss Klartext mit ihnen reden», sagt Tatima, «Teenager-Schwangerschaften, Zwangsheiraten und Aids kommen in unseren Breiten graden häufig vor.»

Liberia hat sich zudem noch nicht von 14 Jahren Bürgerkrieg erholt. 2003 war der Krieg zu Ende, 2012 verurteilte das Un-Sondertribunal in Den Haag den einstigen Diktator und Drahtzieher Charles Taylor zu 50 Jahren Haft. Nach wie vor gehört Liberia zu den ärmsten Ländern der Welt, 84 Prozent der Menschen leben unter der Armutsgrenze.

Furchtbare Fluchterlebnisse

An diesem ersten Treffen mit den Flüchtlingsmädchen von Janzon aber geht es um die Aufarbeitung ihrer eigenen Vergangenheit. Jedes einzelne hat auf der Flucht aus der Elfenbeinküste Furchtbare erlebt. «Wir mussten über erschossene Männer laufen», berichtet ein Mädchen, «wir irrten drei Wochen herum und assen rohe Auberginen, die wir aus Gärten stahlen», sagt ein anderes. Ein drittes erzählt, wie seine Familie in den Wirren auseinandergerissen

DIE GESCHICHTE VON INÈS GBÉHÉ, 14

«Ich war in unserem ivoirischen Dorf unter den zehn Besten meiner Klasse mit 35 Kindern. Doch nun bin ich auf der liberianischen Seite in Janzon und kann nicht mehr zur Schule. Die Sekundarschule ist auf Englisch, ich aber kann nur Französisch. Meine Klassenkameraden in meiner Heimat sind wohl schon bald fertig mit der Schule, einige werden weitermachen und auf die Mittelschule gehen. Hier ist das unmöglich. Auch wenn ich Englisch könnte – ich kann nicht in die Stadt laufen, Zwedru ist viel zu weit weg.

Ich bin eine Halbwaive. Wir haben keinen Vater mehr, Männer in Uniform haben ihn getötet. Vor meinen Augen. Er sagte noch: «Geht, geht, flieht!» – ich träume immer wieder vom Vater, wie er sterben musste. Jetzt kann er uns nicht mehr beschützen. Unsere Mutter ist die einzige Stütze von uns drei Kindern. Sie war Händlerin bei uns in der Elfenbeinküste, sie ging auf den grossen Markt in der Stadt und verkaufte, was wir zu Hause angepflanzt hatten. Heute ist ihr alles zu viel, sie hat keine Kraft mehr.

Wir haben nichts ausser einmal am Tag eine warme Mahlzeit und ein Dach über dem Kopf. Zuerst haben uns die Dorfbewohner von Janzon in der Schule untergebracht, dann haben sie uns geholfen, eine Lehmhütte zu bauen. Ich möchte ein kleines Handwerk ausüben können, um aus der Armut zu entkommen. Mein Vater war Chauffeur, er hätte mir zumin-



dest ermöglicht, Schneiderin oder Coiffeuse zu werden, da bin ich mir sicher. Aber in Janzon gibt es nichts, was ich erlernen könnte. So sammle ich im Wald Holz, helfe der Mutter im Gemüsegarten, schäle Maniok. Und hoffe, doch noch Coiffeuse zu werden. Wenn ich am Zöpfeln bin, vergesse ich alles rund um mich. Meine Spezialität sind traditionelle Frisuren, viele Zöpfchen von der Stirn bis zum Hinterkopf, schön eng am Kopf

und in regelmässigem Abstand. Ich arbeite schnell. Für perfekte Maisreihen, wie wir die Frisur in Afrika nennen, brauche ich nicht viel länger als drei Stunden. Die Mädchen im Dorf wissen das und kommen bei mir vorbei, um sich frisieren zu lassen. Ich spreche oft stumm mit meinem Vater und bitte ihn, er soll mir jemanden schicken, der mir zu einem kleinen Coiffeursalon verhilft.

«Wenn ich am Zöpfeln bin, vergesse ich alles»: Inès Gbéhé, 14, frisiert ihre Freundin Leticia, 16.



«Wir waren eine grosse Last»: Flüchtling Jean-Luc Glazai, 65, mit Ehefrau Thérèse, 56, die den Reis reinigt, und Sohn Janic, 11. Oben: Die Schuhe, mit denen sie geflohen sind.

wurde, «zwei Geschwister habe ich seither nicht mehr gesehen».

Die Unruhen begannen im Dezember 2010, nach der letzten Präsidentschaftswahl in der Elfenbeinküste. Ouattara kam auf 54 Prozent der Wählerstimmen, doch Präsident Gbagbo gab die Macht nicht ab. Während Monaten kämpften die beiden Lager gegeneinander und terrorisierten die Zivilbevölkerung. Über 200 000 Ivoirer flohen nach Liberia. Im April 2011 dann eroberte Ouattara die ivoirische Stadt Abidjan und liess Gbagbo festnehmen.

Ein Grossteil der Flüchtlinge kehrte mittlerweile heim. Noch aber befinden sich knapp 60 000 Flüchtlinge in Liberia – 24 000 in Lagern des Uno-Flüchtlingshilfswerks UNHCR und 36 000 in Dörfern der

Grenzregion. Noch haben sie Angst. Viele wählten einst Gbagbo und rechnen mit Racheakten.

Jean-Luc Glazai zum Beispiel. Der 65-Jährige war in Bloléquin Cheftechniker eines Elektrizitätswerks und floh mit der Familie und zwei Brüdern in das liberianische Boe, den Nachbarort von Janzon.

«Eine Grenze, die Kolonialmächte einmal zogen, kann uns nicht trennen.»

Silvester Boe, Dorfchef

Als die Krise sich zuspitzte, zählte Boe 5000 Ansässige und 4810 Flüchtlinge. «Wir waren eine grosse Last», sagt Jean-Luc Glazai, «doch niemand hat uns je weggewiesen. Wir fühlten uns stets willkommen.» Für Dorfchef Silvester Boe – er heisst wie das Dorf, sein Grossvater gründete den Ort – eine Selbstverständlichkeit. «Wir sind ein Volk. Eine Grenze, die Kolonialmächte irgendeinmal zogen, kann uns nicht trennen.»

Die Bande zwischen den beiden Volksgruppen sind eng. Viele Liberianer suchten während des eigenen Bürgerkriegs von 1987 bis 2003 Zuflucht in der Elfenbeinküste. Chief Silvester Boe selber verbrachte 6 Jahre auf der anderen Seite der Grenze und sagt: «Ich gebe zurück, was ich damals

LIBERIA – HEIMAT DER FLÜCHTLINGE AUS DER ELFENBEINKÜSTE

Liberia ist zweieinhalbmal so gross wie die Schweiz, hat aber nur 4,1 Millionen Einwohner. Diese bilden 16 ethnische Gruppen und sind mehrheitlich christlichen oder animistischen Glaubens. Das Land liegt in den Tropen und wurde ab 1822 von freigelassenen amerikanischen Sklaven besiedelt, die eine eigene, elitäre Gemeinschaft bildeten. Der wirtschaftliche Aufstieg begann 1926, als der US-Pneuhersteller Firestone die Konzession für die weltweit

grösste Kautschukplantage erhielt. Der Hafen von Monrovia wurde zu einer wichtigen Handelsdrehscheibe. Heute gehört Liberia zu den ärmsten Ländern der Welt, 84 Prozent der Menschen leben unter der Armutsgrenze. Machtkämpfe und der Bürgerkrieg (1989–2003) mit Diktator Charles Taylor als Drahtzieher stürzten das Land ins Elend. Nach Taylors Absetzung wählten die Liberianer 2005 die Ökonomin Ellen Johnson-Sirleaf zur Präsidentin. Auf

der 74-Jährigen ruhen grosse Hoffnungen. Fast die Hälfte der Bevölkerung ist unter 15 Jahre. Es gibt genügend Wasser, die Böden sind fruchtbar, die Vordern an Erzen, Gold, Diamanten, Holz und Öl vor der Küste beträchtlich, und Firestone bezieht den Kautschuk noch immer von Liberia. Johnson-Sirleaf unternimmt grosse Anstrengungen gegen die Korruption und möchte das Ölgeschäft so regeln, dass der Ertrag der Bevölkerung zugute



kommt. 2011 erhielt sie den Friedensnobelpreis für ihr Engagement für Frauen.

DIE GESCHICHTE VON THÉRÈSE SEAHE, 47

«Ich habe einen Krieg überlebt, und jetzt wütet ein Krieg in mir. Mein Mann starb im August 2012. Er hat sich von den Strapazen unserer Flucht aus der Elfenbeinküste nie richtig erholt. Seine inneren Entzündungen liessen ihn zuletzt bis zur Unkenntlichkeit aufschwellen, das Ambulatorium im Dorf konnte nichts mehr für ihn tun.

Die Flucht war schrecklich. Ich habe in den Wirren meine kleine Grace verloren, sie war damals vier Jahre. Grace lebt noch, ich weiss es, sie wurde bei meiner Mutter in der Elfenbeinküste gesichtet. In der Zwischenzeit ist sie sieben geworden, und ich konnte nie mehr mit ihr sprechen. Die Trennung von Grace und meinem Mann Bastin schmerzt mich. Er war ein guter Mensch.

Ohne die Gemeinschaft hier in Janzon hätte ich keinen Lebensmut mehr. Meine Schwester und mein Bruder haben es ebenfalls bis nach Janzon geschafft, wir stützen uns, so gut es geht. Ich muss doch für unseren kleinen Sohn Tchessor sorgen, der sechs Monate nach dem Tod seines Vaters auf die Welt kam – ich hoffe, Bastin sieht ihn.

Ich war nie interessiert an Politik und möchte heim, unser erwachsener Sohn lebt auch irgendwo in der Elfenbeinküste, er war vor den Unruhen Fotograf in Bloléquin. Aber wie soll ich zurück? Der Weg ist gefährlich, es gibt Strassenblockaden, ich als Frau allein mit einem Bébé unterwegs, das geht nicht. Und unser Kakao-



Feld – es ist heute im Besitz eines Burkinabés. Er wird es nicht mehr hergeben. Vielleicht kommen bessere Tage. Ich will in Anstand ausharren, sammle im Wald Brennholz, das ich im Dorf verkaufe, ziehe hinter meiner Hütte Chilis, die die Nachbarn mir abkaufen. Mit dem Geld kaufe ich Zigaretten am Stand am anderen Dorfe und verkaufe sie bei mir einzeln weiter. Wenns

gut läuft, komme ich auf eine Stange pro Woche – das sind 10 Pakete mit je 20 Zigaretten, macht einen Gewinn von 1.25 US-Dollar pro Paket und 12.50 Dollar pro Stange und Woche. So kann ich mir Reis, Seife, Waschpulver leisten, kürzlich kaufte ich auch eine Strampelhose für Tchessor. Mir selber genügt das Leibchen, das ich an habe. Es gehörte meinem Mann Bastin.

«Der Tod meines Mannes schmerzt mich»: Thérèse Seahe, 47, mit Bébé Tchessor und einer Nichte.



Alltag in Boe: Maniok zubereiten (ganz links), Fussball spielen auf unebenem Feld (oben).



Ärmliche Gegend: Die Grenzdörfer sind umgeben von Regenwald (ganz links). Gut, wer eine grössere Schwester hat (links).



LIEBE KINDER, SO KÖNNT IHR DEN FLÜCHTLINGSKINDERN IN LIBERIA HELFEN

Fürs Grosi die Wäsche aufhängen, den Hund der Nachbarn ausführen, eine Bilderausstellung organisieren: Es gibt viele Möglichkeiten, wie Kinder in der Schweiz Geld für Flüchtlingskinder in Liberia sammeln können. Die «Sternenwoche» findet vom 23. bis 30. November 2013 statt. Es ist die zehnte Spendenaktion von «Schweizer Familie» und Unicef Schweiz. Mitmachen können Kinder und Jugendliche – einzeln, als Gruppe, als Klasse. Fürs Geldsammeln verwendet ihr die «Sternenwoche»-Box und zahlt die Einnahmen an Unicef Schweiz

ein. Schreibt an Unicef, teilt Sammelidee und Beteiligte mit. Die Spenden fliessen in Kinderprojekte in Liberia. 60 000 Flüchtlinge aus der Elfenbeinküste haben Schutz gefunden in Liberia, einem der ärmsten Länder der Welt. Das Geld kommt Kindern in Grenzdörfern zugute: Mütter, ivorische wie liberianische, können Kleinkinder bis 5 Jahre gratis impfen lassen. Sie erhalten Zusatzpräparate bei Mangelerscheinungen und Medikamente bei Krankheiten wie Malaria und Durchfall. Zudem

werden Programme für Flüchtlingsmädchen finanziert. «Sternenwoche»-Unterstützer: Unicef-Botschafter Kurt Aeschbacher, Sportdirektor Alex Frei, Moderatorin Sandra Studer, Liedermacher Andrew Bond, Komiker Marco Rima, Moderatorin Conny Brügger, Komiker Rob Spence, Liedermacher Christian Schenker, Sängerin Stefanie Heinzmann, Moderatorin Julie Arlin, Musiker Bligg, Komikerin Stéphanie Berger, Rapper Stress, Musikerin Sina, Songwriter Seven, Autorin Federica de Cesco,



Künstler Ted Scapa, Sängerin Mia Aegerter, Cabaret Divertimento, Schweizer Ludotheken. Spenden an: Unicef Schweiz, Baumackerstrasse 24, 8050 Zürich, Postkonto 80-7211-9, Vermerk «Sternenwoche/Liberia» www.sternenwoche.ch



«Gut geht es uns nicht, aber es verhungert zumindest niemand»: Chief Silvester Boe (r.) und Flüchtlingspräsident Florent Glazai.

DIE GESCHICHTE VON SILVESTER BOE, 38, CHIEF VON BOE

« Florent und ich lebten schon einmal Seite an Seite. In den Neunzigerjahren floh ich mit Zehntausenden Landsleuten vor dem liberianischen Bürgerkrieg in die Elfenbeinküste und fand Unterschlupf in seinem Dorf auf der anderen Seite des Grenzflusses Cavalla. Und nun ist es Florent, der bei uns Schutz sucht, zusammen mit 784 Flüchtlingen, deren Präsident er ist. Wir alle wissen, was Krieg ist, darum gibts nichts zu diskutieren: Die Flüchtlinge bleiben hier, solange sie wollen. Ich bin der Chief von Boe, mein Grossvater gründete das Dorf, das heute 5000 Einheimische zählt. Gut geht es uns nicht, doch zumindest verhungert

niemand. Ich lebe mit meiner Frau und unseren sieben Kindern in einer Lehmhütte und habe 35 Flüchtlinge aufgenommen. Gemeinsam bauten wir für sie sieben weitere Hütten um die meine und rodeten den Urwald, gemeinsam pflanzen wir auf den neuen Feldern Kakao, Reis und Kassawa an, die Ivorer nennen es Maniok, und ziehen auch Auberginen und Okras. Wir essen sogar zusammen. Meine Frau Dory kocht abends, was wir vom Feld bringen. Die Ivorer sind bekannt als fleissige Arbeiter, und wir versuchen, von unserem Land zu leben, das reichlich vorhanden ist. Doch es gibt nicht genügend

Macheten für die Rodung des Busches und vor allem Werkzeuge, um sie zu schleifen, zudem Setzlinge, Hacken, Gummistiefel. Die Buscharbeit ist gefährlich. Beisst eine Giftschlange zu, überlebt man nicht viel länger als eine Stunde. Es gibt in Boe keine Krankenstation, nicht einmal eine Hebamme. Unsere Frauen leiden bei der Geburt, immer wieder sterben Kinder, manchmal auch ihre Mütter. Auch für die Alten ist es schwierig. Wer krank ist, dem bleibt nichts anderes übrig, als auf den Tod zu warten. Zum Glück verfügen wir über genügend Grundwasser. Als die Flüchtlingsgemeinschaft im Dorf auf 4810 Menschen angestiegen

war, kamen die Hilfswerke und bohrten vier Brunnen, vorher hatten wir nur einen und erst noch einen mit einer defekten Wasserpumpe. Mittlerweile haben uns alle wieder verlassen, ausser der Unicef, sie hilft uns, die Primarschule zu betreiben. Ich habe grosse Sorgen. Was soll aus unseren Kindern, was aus unseren Jungen werden? Viele sind aufgebrochen zu den Goldminen im Süden, 36 Kilometer von hier. Jedem ist bekannt, was dort läuft. Die Männer schufteten, die Frauen prostituierten sich, Malaria, Aids und Auszehrung sind weit verbreitet. Davor möchte ich meine Leute weiss Gott bewahren. »



Hoffen auf eine bessere Zukunft: Liberianische Mütter nach der Ernährungsberatung, die auch sie besuchen dürfen.

erhielt.» Zurzeit beherbergt er 35 Flüchtlinge auf seinem Grundstück (lesen Sie Silvester Boes Geschichte auf Seite 25).

Insgesamt leben noch 784 Flüchtlinge in Boe – und alle Hilfswerke ausser der Unicef sind abgezogen. «Die Welt hat uns vergessen», sagt Florent Glazai, Präsident der Flüchtlinge in Boe. Er ist der Bruder des Technikers aus Bloléquin, studierte einst Philosophie und hat sämtliche 784 Landsleute mit Namen, Alter und einstiger Adresse in Schulheften notiert, ein sorgfältig von Hand geschriebenes Einwohnerregister. «Wir überleben zwar knapp als selbst versorgende Kleinbauern, sonst aber fehlt es uns an allem», sagt er.

Das nächste Krankenhaus liegt im Hauptort Zwedru, 35 Kilometer entfernt, das nächste Ambulatorium ist jenes in Janzon, 15 Kilometer weiter, wo Mütter und Kleinkinder auch aus Boe dank Unicef gratis behandelt werden. «Erkrankt jemand aber ernsthaft, schafft er es nicht bis Janzon, geschweige denn bis Zwedru», sagt Jean-Luc Glazai, «er stirbt, wie unser jüngster Bruder Justin, der nichts mehr halten

konnte im Magen. Wir waren machtlos, wir hatten nicht einmal Kohletabletten.» Eine Taxifahrt auf dem Motorrad zum Ambulatorium hätte Justin womöglich gerettet, «doch wie wollen wir ein Taxi rufen? Es gibt kein Telefon hier». Die Region hat weder Handy-Empfang noch Strom, weder Kanalisation noch geteerte Strassen.

Längst wäre Jean-Luc Glazai mit seiner Frau und den vier minderjährigen Kindern in sein Land zurückgekehrt, die Lage erscheint ihm jedoch nicht sicher. Alle paar Wochen telefoniert der Techniker mit seinem 28-jährigen Sohn, der in der Heimat überlebt hat. Für die Telefonate muss der Vater nach Zwedru laufen – der

«Erkrankt jemand ernsthaft, schafft er es nicht bis ins Spital.»

Jean-Luc Glazai, Flüchtling

Marsch dauert fast einen Tag. «Mein Sohn berichtet, dass viele Parteikollegen noch im Gefängnis sind», sagt er. «Fast schlimmer ist, dass wir alles verloren haben. In unseren Häusern leben andere Menschen, die unsere Gärten, Felder und Wälder bewirtschaften.»

«Wir möchten nach Hause»

Inzwischen hat sich um die Glazai-Brüder eine Männergruppe versammelt. Wie ein Echo fallen immer wieder die gleichen Sätze: «Wir lieben die Elfenbeinküste, wir möchten nach Hause.» Und: «Es sind die Burkinabés, die uns alles genommen haben.» Wanderarbeiter aus Burkina Faso, die sich seit Generationen in der Elfenbeinküste niederlassen.

Die Männer hoffen, dass ihr Präsident irgendwann die Hand ausstreckt, die Situation für sie klärt. Bis es so weit ist, betet Jean-Luc Glazai für ein Ambulatorium in Boe. «Le découragement n'est pas ivoirien», zitiert er den Leitspruch seines Landes, die Mutlosigkeit ist nicht ivoirisch. «Sterben will ich in meiner Heimat.» ●



Plakat «The war is over»: Der Bürgerkrieg ist in Liberia seit 2003 vorbei, die Not hält an.

HELFT MIT!
Sammelaktion
vom 23. bis
30. November
2013

